

---

Gerald Diesener/Matthias Middell

## Zwischen Universitätsautonomie und Wissenschaftsstandort: Leipzig 1880–1914

Gemeinsame Herkunft als Repräsentanten der höheren Studien in all den Jahrhunderten ihrer Existenz und doch sich ständig wandelnder Inhalt machte es schwer, die Geschichte der Universitäten auf einen Nenner zu bringen – so das rückblickende Fazit Franz Eulenburgs von 1904 nach Jahren der soziologischen Frequenzanalyse für die deutschen Hochschulen.<sup>1</sup> Dies war in einem Moment und an einem Ort geschrieben, die durch die Spannung von betonter Kontinuität einer sich aufs 500. Jubiläum vorbereitenden Universität und deren gleichzeitiger rasanter Neuerung geprägt waren.

Am Leipziger Beispiel um die letzte Jahrhundertwende in der zuletzt so genannten grundlegenden „Scharnierphase der deutschen Universitäts- und Wissenschaftsentwicklung“<sup>2</sup> lassen sich einige Gesichtspunkte zusammentragen, die zeigen, wie verschiedenen Akteuren in der Hohen Schule und in ihrem Umfeld bewußt wurde, daß die Universität nicht mehr allein in den Begriffen Ihrer bis in die Rechtssprechung und den Rechtsvollzug reichenden Autonomie gedacht werden konnte,<sup>3</sup> sondern der von ihr wesentlich beeinflusste „Wissenschaftsstandort“ zur Leitvorstellung werden mußte. Dies hieß, von einer vertrauten Eigenständigkeit, der gleichwohl eine bereitwillig angenommene Abhängigkeit von staatlicher Alimentierung und Reglementierung korrespondierte, Abschied zu nehmen. Dem Anspruch der Universitäten, die Welt wissenschaftlich deuten zu können, entsprach die Forderung der Gesellschaft, dieses Wissen verwerten zu können.<sup>4</sup> Langsam wuchs auf Universitäts- wie auf der kommunalen Seite die Einsicht, daß für das Gefüge eines Wissenschaftsstandortes neue Energien zu mobilisieren, ein anderes Verhältnis zwischen Hochschule und städtischem Umfeld in seiner Vielgestaltigkeit als Wirtschaftsraum, Verwaltungsstruktur und Kulturnachfrage zu entwickeln sein würde. Die fol-

---

1 F. Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Leipzig 1904 (Neudruck Berlin 1994), S. 1.

2 Zuletzt R. vom Bruch, Abschied von Humboldt? Die deutsche Universität vor dem Ersten Weltkrieg, in: K. Strobel (Hrsg.), Die deutsche Universität im 20. Jahrhundert, Vieweg 1994, S. 17-29; siehe auch K. H. Jarausch, Universität und Hochschule, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. 4, München 1991, S. 313-345.

3 Symbolisiert wird dies etwa durch die definitive Abschaffung des Universitätskarakers 1896.

4 Rüdiger vom Bruch hat zuletzt darauf aufmerksam gemacht, daß um 1900 das vertraute Leitbild der Humboldtschen Universitätsidee in Bedrängnis geriet. Unsere Überlegungen greifen diesen Faden auf und versuchen Anpassungsbemühungen an die neue Konstellation zu zeigen. R. v. Bruch, Die Universität im 20. Jahrhundert (Anm. 2)

genden Ausführungen versuchen zu zeigen, daß dieser Wandel im Selbstverständnis bei den Akteuren in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg begann, dabei aber nachdrücklich an einzelne Pioniere gebunden blieb und nicht zuletzt deshalb durch den Einbruch der Kriegsjahre auch wieder zurückgeworfen werden konnte. Man wird mit Blick auf die Schwierigkeiten, die die meisten deutschen Hochschulen auch heute noch haben, ihre Rolle in einem wettbewerbsfähigen Wissenschaftsstandort zu bestimmen, vermuten können, hier stehe bis in die Gegenwart Unabgeschlossenes zur Diskussion.<sup>5</sup>

Ein Blick in die beim Rat der Stadt Leipzig gesammelten Akten unter dem Betreff „Universität“, die für die Jahre 1881 bis 1925 zwei stattliche Bände füllen, belegt zunächst einmal diskontinuierliches Interesse und eine Konzentration auf die wirtschaftlichen und die protokollarischen Aspekte des Zusammenlebens. Natürlich gehörte die im unmittelbaren Zentrum der Stadt angesiedelte Universität weder in rechtlicher noch in finanzieller Hinsicht in die Zuständigkeit der Kommune. Lange Zeit hatte die Alma mater ihre Eigenständigkeit demonstrativ herausgekehrt und in Konflikten um die Polizeigewalt der Stadt manches Ärgernis bereitet. Kein Wunder also, daß die Annäherung auf beiden Seiten schwierig sein mußte, kaum geeignete Strukturen bestanden, um die Eigenheiten des anderen recht zu verstehen. Gerade deshalb gestatten aber die städtischen Akten zusammen mit den Selbstreflexionen der Universitätsangehörigen und einer dichter werdenden Folge von Schriften über Stadt und Universität ein Panorama der Diskussionsgegenstände. Das Jubiläumsjahr 1909 bildet dabei selbstverständlich einen Höhepunkt, auf dem zugleich das neu auszuhandelnde Verhältnis öffentlich beschrieben wurde. Um die Ausgangslage dieser Debatte zu verstehen, muß man sich einige Entwicklungen auf beiden Seiten noch einmal vergegenwärtigen.

Die Jahrzehnte zwischen 1871 und 1914 bedeuteten für Leipzig einen Abschnitt überaus schnellen Wachsens und Erblühens sowohl der Stadt als auch ihrer Universität. Die Dynamik dieser Zunahme an wirtschaftlicher Potenz, Bevölkerung und gleichzeitig studentischer Hörschaft sucht bis heute ihresgleichen.<sup>6</sup> Sichtbarstes Zeichen des Wohlergehens der sächsischen Metropole ist eine Reihe von damals entstandenen Bauwerken, die unverändert das Antlitz Leipzigs prägen: ganze Stadtviertel tragen das Signum eines rasch zunehmenden Reichtums, der nach entsprechender Repräsentanz zuerst im Wohnumfeld, aber auch in großen öffentlichen

---

5 Für einen ersten Versuch nach 1989 in Leipzig, das Gefüge der Beziehungen zu Wirtschaft, Medien, Verwaltung, Justiz und Kultur abzuschreiten, siehe: Rektorat der Universität Leipzig (Hrsg.), *Wissenschaftsstandort Leipzig. Die Universität und ihr Umfeld*, Beiträge der Konferenz anläßlich des 'Dies academicus' am 2.12.1996, Leipzig 1997.

6 Die Verdopplung der Studentenzahlen von rund 12.000 auf beinahe 24.000, die zwischen 1989 und 1997 erreicht wurde, hat Ursachen zuerst in der Aufhebung restriktiver Zugangsbestimmungen.

Bauten wie den beiden Bahnhöfen, der Deutschen Bücherei und schließlich auch dem Völkerschlachtdenkmal Ausdruck suchte.<sup>7</sup> Martin Wackernagel beschrieb dieses neue Stadtbild in der Gruschrift der Leipziger Universität an die 1919 aus dem Felde heimkehrenden Studenten für seine Heimatstadt so: „Leipzig [hat]... in seiner früheren Vergangenheit nur eine ganz geringe Entwicklung erfahren und erst in jüngster Zeit, im rapiden Aufschwung der letzten 30 Jahre, den Rang und Umfang einer eigentlichen Großstadt erlangt. Ein aufmerksamer Beobachter dürfte auch ... allein aus der heutigen Erscheinung des Leipziger Stadtbildes ablesen können, daß er sich an einem Orte befindet, der bis zum Anfang des letzten Jahrhunderts noch fast völlig in dem engen Kreis der einstigen Umwallung – des heutigen Gürtels baumbepflanzter Ringstraßen und Plätze – beschlossenen blieb, daß erst dann, in der Biedermeierzeit, kleine Gruppen vornehmer villenartiger Wohnhäuser da und dort im unmittelbaren Vorgelände Fuß zu fassen begannen; bis schließlich, und nun scheinbar in einem Zug, die breit ausgreifende Überbauung des Zwischengebietes bis zu den umliegenden Dörfern hinaus die Umwandlung dieser Dörfer selbst in dichtbevölkerte Vororte, Industriequartiere, Arbeiterviertel – wo in dem endlos gleichförmigen Straßennetz, zwischen Mietkasernen und Fabrikschuppen halb erstickt, etwa noch ein vereinzelt dörflisches Gebäude oder ein behagliches Landhaus der alten Zeit sich erhalten hat – das typische Bild der modernen Großstadt zustande kommen ließ.“<sup>8</sup>

Dies kontrastiert durchaus mit einer Situation Leipzigs noch Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die Stadt keineswegs als Metropole gelten konnte. Der heute kaum noch bekannte Mythos der „kleinen Stadt mit dem großen Ruf“ eilte Leipzig bis weit in das 19. Jahrhundert voraus. Im „Modell Sachsen“ bildete sie ein Konkurrenzpaar mit der Hauptstadt und Residenz<sup>9</sup>, blieb aber selbst in bescheidenem Rahmen, eher bekannt für ihren Buchhandel, ihre Messe, ihr Kürschnerhandwerk als für die Charakteristika eines Bevölkerungsmolochs vom Format der europäischen Zentren. Tatsächlich hinterlassen Zahlen hier einen beredten Eindruck: Rund 32.000 Einwohner zu Beginn des 19. Jahrhunderts und 41.000 noch um 1830 sprechen für ein städtisches Gemeinwesen, das den Anschluß an den Trend zur urbanen Konzentration zu verlieren drohte, bevor die Zahl der Bürger lawinengleich zunahm: 1870 wurden bereits mehr als 100.000 Stadtbewohner gezählt. Um 1910 schließlich hatte die Messestadt nach

---

7 Vgl. z.B. H. Strobel, Die Baukunst in Leipzig, in: Leipzig. Ein Blick in das Wesen und Werden einer deutschen Stadt, Leipzig 1913, S. 168-185.

8 M. Wackernagel, Das heutige Stadtbild Leipzigs, in: Stätten der Bildung, Bd. 1: Leipzig, Mit Unterstützung der sächsischen Staatsregierung und der Leipziger Stadt- und Universitätsbehörden herausgegeben durch Rektor und Senat der Universität Leipzig, Berlin 1919, S. 20f.

9 E. François, Modell Sachsen?, in: M. Espagne/M. Middell (Hrsg.), Von der Elbe bis an die Seine. Kulturtransfer zwischen Sachsen und Frankreich im 18. und 19. Jahrhundert, Leipzig 1993, S. 12-21.

Berlin, Hamburg und München den vierten Platz unter den deutschen Metropolen erkämpft: Mehr als 600.000 Menschen waren jetzt in ihren Mauern zu Hause. Eine massive Erweiterung der Stadt und der Aufbau ganzer Industrieviertel mit modernen Fertigungsanlagen und vier- bis fünfstöckigen Wohnhäusern veränderten das Stadtbild, die rasche Eingemeindung von „Vororten“ mit mehr als 10.000 Einwohnern ließ die Stadt auch optisch rasch wachsen.

Die Studentenzahlen folgten der steilen Kurve der Einwohnerzahl. Mit demonstrativem Stolz meldete die Presse, zum Studienjahr 1891/92 hätten sich 3431 junge Adepten der Wissenschaft eingeschrieben. Man habe damit den zeitweilig an München verlorenen zweiten Platz in der deutschen Statistik zurückerobert.<sup>10</sup> Franz Eulenburgs gründliche Auswertung der deutschen Universitätsmatrikel war insofern keine zufällige Publikation. Sie entsprach vielmehr einem Zeitgeist, in dem heftiger Wettbewerb zwischen den Städten um die Studentenzahlen geführt wurde. Denn diese Zahlen legitimierten die Forderungen nach wachsenden staatlichen Zuwendungen und nach einem angemessenen Anteil an der Ausdehnung der städtischen Flächen und repräsentativen Gebäude. Der enorme Anstieg der Studentenzahlen in Deutschland um 325 Prozent (bei 58 Prozent allgemeinem Bevölkerungswachstum) nach jahrzehntelanger Stagnation und sehr langsamem Wachstum bis etwa 1870 richtete den Blick wie selbstverständlich auf die Bildungsexpansion, die mit der Industrialisierung einherging.<sup>11</sup>

Leipzig hatte gleich nach der Reichseinigung und mit der Etablierung des Reichsgerichts in der Messestadt für einen Moment die Führung unter den Universitätsstädten übernommen, sie aber nach 1879 an Berlin verloren, was dem Leipziger Eulenburg noch selbstverständlich schien, weil die regionale Rekrutierung immer mehr an Bedeutung gewann und Berlin hier die Vorteile der Bevölkerungsdichte und der Konkurrenzlosigkeit im Raum für sich verbuchen konnte. Der zweite Platz blieb indes heiß umkämpft mit der zunächst wesentlich dynamischeren bayerischen Hauptstadt, die mit besseren landschaftlichen Voraussetzungen werben und auf die (im Vergleich mit der Gegenrichtung) geringere Süd-Nord-Wanderungsneigung der studentischen Populationen rechnen konnte. Während im östlichen Deutschland die (eigentümlicherweise niedrigere) Studierrate früher bereits ausgereizt erschien, holte der südwestdeutsche Raum enorm auf, so daß der Aufstieg Münchens nur einen allgemeinen Trend in der Top-Gruppe der deutschen Hochschulen wiedergab.<sup>12</sup> Ihm entsprach insgesamt eine relative Stärkung der mittelgroßen und kleinen Universitäten, während der Konzentrationsprozeß aller Studierenden zu-

<sup>10</sup> Leipziger Tageblatt vom 31. Dezember 1891.

<sup>11</sup> H.-U. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3: Von der „deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914, München 1995, S. 1210f.

gunsten der drei großen Hochschulen von 32 auf 40 Prozent lediglich von Berlin getragen wurde.

Leipzig konnte gegen München auf seine zentrale Lage und die günstige Verkehrsanbindung in Ost-West- und Nord-Süd-Richtung, die Bevölkerungs- und Industriedichte Sachsens<sup>13</sup> und die besonders nach Ost- und Südosteuropa ausgerichtete Internationalität<sup>14</sup> verweisen.

Der Germanist Georg Witkowski sah in seiner Beschreibung des messestädtischen Geisteslebens diese Vorzüge wohl, beschrieb seinen Lesern allerdings eine lange Tradition mangelnder Bereitschaft, aus diesen begünstigenden Faktoren wie Buchhandel, Messe, städtischem Reichtum und Selbständigkeit gegenüber dem Landesherren Profit in Richtung auf eine attraktive Liberalität zu ziehen: „Leipzig verhielt sich neuen geistigen Bewegungen gegenüber stets ängstlich, zurückhaltend oder gar feindselig. Staatsbehörden, Bürgerschaft und Universität waren jedem kühnen Wagnis abhold und begegneten den selbständigen Geistern und den Neuerern mit verbissenem Ingrimm, zwangen sie, aus der Stadt zu weichen, oder machten ihnen wenigstens das Leben schwer.“<sup>15</sup> Bei solch demonstrativer Schelte mochte eine Rolle spielen, daß sie rhetorisches Sperrfeuer für die kollektiven Bemühungen um eine Besserung der Mißstände bilden sollte.

Der ebenso wie Witkowski zum Kreis um Karl Lamprecht gehörende Franz Eulenburg sah die Dinge nüchterner: „Es setzt sich heute noch in größerem Maße als ehedem ein Moment als ausschlaggebend durch – der Einfluß der allgemeinen Verkehrsbeziehungen auf das Studium. Dauernd bedarf die Universität bei einer freien Wahl des Aufenthaltes und bei Konkurrenz vieler Anstalten, um auf der Höhe zu bleiben, einer großen Stadt ...

12 Eulenburg, *Die Frequenz* (Anm. 1), S. 265 mit folgenden Werten (jeweils Studierende pro 100.000 Einwohner):

	1886/87	1892/93	1899/1900
Östliches Deutschland	111	94	98
Westliches Deutschland	116	103	110
Südliches Deutschland	115	123	125
Überhaupt	113	106	111

13 1905 zählte das Immatrikulationsverzeichnis 2208 Sachsen von 4224 Studenten. Die Zahl belegt Leipzig als Ort des Bildungsexports in andere Regionen. Im Vergleich mit der Situation 10 Jahre früher, als noch zwei Drittel der Studenten aus anderen Regionen kamen, nimmt aber die Binnenbedeutung der Landesuniversität zu.

14 Der Anteil der ausländischen Studierenden wird von Eulenburg für 1899/1900 auf elf Prozent beziffert, während er im Durchschnitt lediglich sieben Prozent betrug. (Eulenburg [Anm. 1], S. 261). In Leipzig hielten russische Studenten bes. der Medizin um die Jahrhundertwende stabil einen Anteil von rund 30 Prozent unter den ausländischen Studierenden, während etwa zehn Prozent Briten und lediglich ein bis drei Prozent Franzosen waren. Vgl. dazu K. Middell, *Das Institut für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig und seine Beziehungen zu Frankreich bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, in: *Espagne/Middell* (Hrsg.), *Von der Elbe bis an die Seine* (Anm. 9), S. 363ff.

15 G. Witkowski, *Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig, Leipzig/Berlin 1909*, S. 2.

Die Verkehrslage ist von entscheidendem Einfluß: die Stadt als solche, so kann man wohl sagen, übt eine stärkere Anziehung aus als die Lehrkräfte.“<sup>16</sup> Der Wettbewerb der Standorte war nicht durch intellektuelle Brillanz zu gewinnen, sondern diese mußte sich in neuen Formen des Hochschul- und Forschungsbetriebes erweisen, für die zunächst Ressourcen zu mobilisieren waren. Für eine Universitäts- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung, die sich als Geschichte der großen Männer ausrichtet, mag solches Diktum ikonoklastisch wirken. Es sollte jedoch gerade als Aufforderung gelesen werden, den Zusammenhang von Ideen- und Sozialgeschichte in den Mittelpunkt zu rücken.

Die meisten universitären Fächer erlebten in den 1870er und 1880er Jahren den Übergang von der Vortretung durch einen einzigen Ordinarius zu einer Ausdifferenzierung der Forschungs- und Lehrgegenstände, die sich in einer Veränderung der Stellen – oft durch Extraordinate –, in der Einbeziehung der wachsenden Schar von Privatdozenten und der Zusammenfassung in Instituten niederschlug. Die Verweildauer der Studierenden an den Universitäten verlängerte sich wegen der „Spezialisierung der Wissenschaften, Erhöhung der Examensforderungen, Ausdehnung der Fächer“, wie Eulenburg beobachtete.<sup>17</sup> Die neue Form des Seminarbetriebes, für den Leipzig neben Berlin eine Plonierrolle beanspruchte und von deutschen wie ausländischen Besuchern auch bereitwilligst zugesprochen bekam<sup>18</sup>, machte eine stärkere Ausstattung mit zugänglichen Büchern notwendig, so daß die vordringliche Sorge der Neuberufenen fortan zuerst der einmaligen und später verstetigten Zuwendung für den Ankauf von Büchern für die Seminarbibliotheken galt.<sup>19</sup> Die Unterbringung der immer zahlreicher werdenden Studenten und der Bibliotheken – im Falle der naturwissenschaftlichen Fächer traten die Labors und Experimentierstätten für die Studenten hinzu, für die medizinischen Fächer der Platzbedarf für spezialisierte Kliniken – zwangen die Professoren, ob sie wollten oder nicht, in eine Verhandlungsrolle mit den städtischen Behörden um Grundstücke oder Gebäude für den zunehmenden Platzbedarf ihrer Institute. Das Geschick war nicht jedem in gleichem Maße wie Karl Lamprecht gegeben, dessen im Anhang mitgeteilte Epistel ein Meisterstück beim Formulieren

16 Eulenburg, *Die Frequenz* (Anm. 1), S. 264.

17 Ebenda, S. 257.

18 C. Charle, *La république des universitaires 1870–1940*, Paris 1994 wertet die entsprechenden französischen Reiseberichte ausführlich aus. Siehe auch M. Espagne, *Die Universität Leipzig als deutsch-französische Ausbildungsstätte*, in: Espagne/Middell, *Von der Elbe bis an die Seine* (Anm. 9), S. 330–352.

19 So für den Fall des Historischen Seminars in einem facettenreichen Briefwechsel zwischen Erich Marcks, Karl Lamprecht und dem Dresdener Ministerium 1894ff. nachzulesen in: Hauptstaatsarchiv Dresden, Ministerium für Volksbildung 10228/1: Akten des Historische Seminar bei der Universität zu Leipzig betreffend 1877–1901, Bl. 185ff. Die Bibliothek hatte sich zwischen 1890 und 1895 von 2632 auf 6697 Bände beinahe verdreifacht. Ab 1. April 1898 wird mit Rudolf Kötzschke auch ein Bibliothekar aus Landesmitteln bezahlt. (Ebenda, Bl. 240)

selbstbewußter Forderungen an Stadt und private Wirtschaft darstellen. Der Ton, den Lamprecht anschlug, mußte ein neuer und zugleich ein allgemeine Gültigkeit beanspruchender sein: Die Universität konnte nicht mehr ausschließlich auf ihre Sonderstellung pochen, sondern mußte sich als Wachstumsfaktor in eine allgemeine Konjunktur einordnen.<sup>20</sup>

Zuerst fällt denn auch ins Auge, daß die Alma mater lipsiensis beinahe einen Häutungsprozeß durchmachte. Am Bauboom der achtziger und neunziger Jahre nahm sie mit zahllosen Neu- und Erweiterungsbauten teil. Seminar-, Instituts- und Klinikgebäude schossen förmlich aus dem Boden. Die Investitionen zugunsten der Universität aus dem Landesfinanzetat stiegen von 0,72 Millionen Mark 1875 auf 3,05 Millionen 1907 (womit die Steigerung auf 424 Prozent um weniges hinter den Berliner Zahlen zurückblieb, wo der Etat im gleichen Zeitraum von 0,82 auf 4,02 Millionen Mark, d.h. auf 490 Prozent anstieg).<sup>21</sup> Ein langsames Wachstum gegenüber der preußischen Reichshauptstadt in den achtziger Jahren glich die sächsische Landesuniversität in den neunziger Jahren und nach der Jahrhundertwende wieder aus, als sie ihren Investitionsetat fast verdoppelte. Die neuen Gebäude füllten vor allem das Quartier um die Liebigstraße, säumten das Pleißeufer und veränderten den wichtigsten Platz des Zentrums.

Während in den achtziger Jahren das Zoologische Institut, die Klinik für Psychiatrie, das Collegium Juridicum und das Pharmakologische Institut für zusammen 2.767.763 Mark gebaut wurden, folgten im nächsten Jahrzehnt das Pathologische Institut, die neue Universitätsbibliothek, die Frauenklinik, das Paulinum und das Physikalisch-chemische Institut für zusammengerechnet nicht weniger als 7.483.033 Mark, während zwischen 1900 und 1907 weitere neun Bauten – darunter das Physikalische Institut, das Institut für angewandte Chemie, das Landwirtschaftliche Institut, mehrere medizinische Institute und die Universitätskirche – für eine Bausumme von 4.946.545 Mark hinzukamen. Insgesamt betrug die Investitionen allein für 18 Neubauten in 27 Jahren reichlich 15 Millionen Mark.<sup>22</sup>

Hervorstechend war zunächst der Neuaufbau eines kompletten Klinikums an einer Stelle, wo es die ursprüngliche Stadt mit den prosperierenden östlichen Vororten, in denen sich auch das Buchgewerbe konzentrierte, verband. Dann kam der zu Ehren des sächsischen Königs „Bibliotheca Albertina“ genannte Monumentalbau der Universitätsbibliothek in der Beethovenstraße hinzu, der 1891 seine Fertigstellung erlebte und einem

---

20 D. Höroldt, Zur wirtschaftlichen Bedeutung der Universitäten für ihre Städte, in: Stadt und Hochschule im 19. Jahrhundert, hrsg. von E. Maschke und J. Sydow, Sigmaringen 1979, S. 25-76.

21 L. Rathmann (Hrsg.), Alma mater lipsiensis. Geschichte der Karl-Marx-Universität Leipzig, Leipzig 1984, S. 194.

22 F. Eulenburg, Die Entwicklung der Universität Leipzig in den letzten hundert Jahren. Statistische Untersuchungen, Leipzig 1909 sowie H. Füller (Hrsg.), Leipziger Universitätsbauten, Leipzig 1961.

repräsentativen Viertel des Leipziger Großbürgertums die Krone aufsetzte. Die umfassende Restaurierung, in der das Gebäude heute anzutreffen ist, erlaubt ein intensives Nachempfinden jenes Glanzes, den das Bauwerk ausstrahlte, als es seiner Eröffnung entgegenstrebte. Dieses Gebäude verkörperte freilich mehr als nur ein Kleinod sächsischer Baukunst. Bedenkt man, daß eine regelmäßige Benutzung von Büchern im Universitätsstudium an der Pleiße überhaupt erst vom Beginn des 18. Jahrhunderts datiert – denn zuvor standen Bücher den Studierenden an nur zwei Tagen in der Woche für höchstens drei Stunden zur Verfügung, und dies auch nur dann, wenn sie in Begleitung ihrer Lehrer erschienen –, dann läßt sich am Bibliotheksneubau die Verbindung von städtebaulicher Neuerung und grundsätzlicher Veränderung des Lehrbetriebes in der Universität ablesen. Kein Wunder, daß die Messestädter stolz auf das „Prachtstück“<sup>23</sup> in ihren Mauern waren.

Damit war aber nur eine Zwischenstation erreicht, denn die öffentliche Diskussion wandte sich nun dem zentralen Gebäude der Universität zu, das in keiner Weise mehr den modernen Ansprüchen genügen konnte. Diese Ansprüche aber zu formulieren, hieß, städtebauliche und bildungspolitische Konzepte miteinander abzugleichen. Die öffentliche Kritik beschäftigte sich ausführlich mit dem Plan, an die Stelle des alten Paulinerklosters einen Neubau zu setzen.

So hieß es im Herbst 1891 im Leipziger Tageblatt, dessen Artikel im Rathaus aufmerksam registriert wurde, es sei beabsichtigt, „für die Neu- und Umbauten in der Hauptsache ... die jetzigen Universitätsgrundstücke zwischen Augustusplatz und Universitätstraße zu benutzen“. Dies bedeute allerdings einen „bedauerlichen Fehlgriff“. Schon für den gegenwärtigen Bedarf sei der vorhandene Raum „... viel zu klein, geschweige denn für den künftigen, doch zweifellos noch einer großen Steigerung fähigen! Für eine Hochschule, welche in Deutschland zu den größten gehört, welche der Stolz unseres für Kunst und Wissenschaft immer opferbereiten Sachsen und unseres so großartig aufblühenden Leipzig ist, gehört es sich doch, daß sie in jeder Hinsicht zweckentsprechend und mustergültig angelegt wird. Dies ist auf dem in Aussicht genommenen zeitherigen Universitätsgebiete, wie sich schon jeder Laie sagen kann, unmöglich. Soll doch nach dem Umbau der größte Hörsaal nur 440 Hörer fassen. Das in Frage stehende Areal befindet sich inmitten belebtester Straßen und es ist ein durchaus unzulänglicher Schutz für die Ungestörtheit der Vorlesungen, wenn man die unvermeidlich an Straßen zu liegen kommenden Hörsäle nur mittels eines Ganges von der Straße trennt. Hörsäle einer solchen Universität gehören schlechterdings nicht in solche Nähe. Man sollte in ganz anderer Weise, als es so möglich wird, auf reichlichste Licht- und Luftzuführung bedacht sein. In den Pausen zwischen den einzelnen Vorlesungen muß der

---

23 So anlässlich der Fertigstellung der „Bibliotheca Albertina“ zusammenfassend charakterisiert im Leipziger Tageblatt vom 24. Oktober 1891.

Student bei schönem Wetter im Freien zwischen erfrischendem Grün, bei ungünstigem Wetter in Wandelbahnen sich ergehen können. Es ist dies umso notwendiger, als der Einzelne oft viele Stunden hintereinander Vorlesungen hören muß.“ Man solle, so das Resümee, nach außen, an den Stadtrand, ausweichen.<sup>24</sup>

Interessant scheint zweierlei. Hier beginnt eine Diskussion in der Stadt um die internen Abläufe des Universitätsstudiums und die entsprechende Beschaffenheit einer modernen Universität. Dieses neue Moment trat dem lange alleinigen Stolz, durch neue Bauten an der Entwicklung der Universität mitgewirkt zu haben, jetzt langsam und noch vorsichtig tastend an die Seite.

Es findet sich zunächst kein amtliches Dokument, das eine Stellung der Kommune in dieser Frage erkennen ließe. Bis hierhin beglaubigen die Akten der Stadtverwaltung vor allem deren Zufriedenheit mit dem Wachsen der Universität, belegen sie demonstrativen Stolz angesichts der Mitwirkung in Planung, Gestaltung und Verwirklichung der geschaffenen Bauten. Allerdings bleibt es beim Registrieren, eine Problematisierung der inhaltlichen Veränderungen, die mit den baulichen zusammenhängen, scheint es in den siebziger und achtziger Jahren noch nicht gegeben zu haben.

Insoweit ist bemerkenswert, daß der oben zitierte Presseartikel von 1891 nicht schlechthin zu den Akten genommen wurde, sondern ein handschriftlicher Zusatz „Notiert“ ihn noch aus der Sammlung von Pressemitteilungen in dieser Sache heraushebt. Die Folgerung ist erlaubt, daß die Überlegungen wohl nicht sogleich der Vergessenheit anheim gefallen sind.

Die Stadt konnte die Universität schon deshalb nicht länger wie einen Fremdkörper behandeln, weil ihr eigenes Bildungssystem auf Komplementarität zum Hochschulstudium angelegt war, teilweise die Mitbenutzung der Ressourcen oder die Verbindung zu einzelnen Professoren, die an anderen Anstalten nebenbei lehrten, vorsah. Dies nährte Selbstbewußtsein, aber auch die Notwendigkeit der Abstimmung. So verfügte Leipzig über eine Reihe von Fach- und Berufsschulen, die Kontaktflächen zwischen dem akademischen und dem beruflichen Leben der Messestadt waren. Darunter zählten als wichtigste das Königliche Konservatorium der Musik, das 1843 unter Mithilfe von Felix Mendelssohn-Bartholdy gegründet worden war, die Königliche Akademie für Graphische Künste und Buchgewerbe, die bereits nach dem Siebenjährigen Krieg entstanden war, die Königlich-Sächsische Baugewerkschule, die vorbereiten sollte auf ein Ingenieur- oder Architektendasein in einer Stadt, die einen Bauboom erlebte, die Öffentliche Handelslehranstalt (Handelshochschule), die 1831 von der Leipziger Kammerinnung als eine der ältesten der Welt gegründet und nunmehr gemeinsam von Staat und Stadt unterhalten wurde, die Städtische

---

24 Der projectirte Neubau der Universität, in: Leipziger Tageblatt vom 19. Dezember 1891.

Gewerbeschule, die von 1875 stammte, sowie weitere spezifisch gewerbliche Schulen wie eine Heizerschule, die Polytechnische Gesellschaft, das Technikum für Buchdrucker und eine Drogistenfachschule.

Dieses Ensemble von gewerblichen Schulen verweist bereits darauf, daß sich in Leipzig moderne Industrieausbildung mit älterer Gewerhepflege aufs günstigste verband. Auch an den jüngsten Nachwuchs war gedacht mit dem Lehrerseminar für Knabenhandarbeit, der Leipziger Schülerwerkstatt und den noch fortbestehenden Schülerwerkstätten Gohlis und der ortsvorstädtischen Schülerwerkstatt, die Relikte der noch nicht eingemeindeten Vororte waren; hinzu kam speziell für die Stadt des Buches die öffentliche Buchhändlerlehranstalt, die Buchdruckerlehranstalt, daneben die Deutsche Fachschule für Drechsler und Bildschnitzer mit ihren Meisterkursen sowie die kaufmännischen Fortbildungsschulen, die in privater Hand lagen.

Neben dem Ensemble von Fach- und Gewerbeschulen war die Stadt auch mit einer reichen Bibliothekenlandschaft gesegnet, insgesamt zehn lassen sich der Gruppe der Bibliotheken zuordnen, die wissenschaftliche oder spezialisierte Sammlungsanliegen verfolgten: die Universitätsbibliothek, die Stadtbibliothek, die Pädagogische Zentralbibliothek der Comeniusstiftung, Bibliothek der Handelskammer, des Reichsgerichtes, des Deutschen Buchgewerbevereins, des Börsenvereins, die Musikbibliothek Peters, die Bibliothek des Vereins für Erdkunde im Grassimuseum sowie die Bibliothek des Vereins für Geschichte neben den sieben Volksbibliotheken, die die Stadt in ihrem wachsenden Territorium beherbergte. Aus diesem Ausgangszustand wuchs ab 1905 rasch der Plan zur Gründung der Deutschen Bücherei, die 1913 eingeweiht werden konnte und bis heute eine Art Ersatzhandlung für das Fehlen einer Nationalbibliothek mit einem gesetzlich geregelten Depot legal darstellt.

Wiewohl sich die öffentliche Meinung in der Stadt der universitären Belange langsam annahm und die Abstimmung im Baubereich und bei der Koordination der Bildungswege zunahm, bleibt doch festzuhalten, daß die Kommune selbst keine Struktur schuf, die das Gespräch mit der Universität verstetigt hätte. Der Verweis auf die Verantwortung des Landes und des Königs, der zugleich Rector magnificentissimus der Leipziger Universität war, dominierte weiter die Haltung der Stadt.

Stimmen wie die des Leipziger Tageblattes für eine Neukonzeption der Universität blieben so zunächst ohne jeden sichtbaren Erfolg. Ende 1893 lagen der Öffentlichkeit Pläne vor, auf dem historischen Grund des alten Paulinerklosters den Neubau eines Hauptgebäudes zu beginnen. In den dazu abgelenkten Akten tritt hervor, daß die Verdienste der Stadt abermals darin bestehen sollten, durch reiche Mitwirkung an den Baumaßnahmen zum Glanz der künftigen Universität beizutragen. Etwa ließ das Leipziger Tageblatt vom 26. Dezember 1893 seine Leser wissen, daß nach den Plänen des ortsansässigen Architekten Roßbach der Neubau „ein in jeder Hinsicht monumentaler“ sein werde, bei welchem „nur die besten Materialien“

verwendet würden. Die Stadt werde davon profitierten, da die Aufträge an „verschiedene hiesige renommierte Firmen“ vergeben seien.

Diese Gewichtung bestätigt noch einmal, daß eine Einflußnahme der Stadt und besonders ihrer Administration auf (inner)wissenschaftliche Entwicklungen bis hierhin praktisch nicht stattgefunden hatte, hingegen ein spürbares Verlangen nach Repräsentation und eigener Stilisierung auch auf die Universität übertragen wurde. Dem Repräsentationsbedürfnis von Stadt und der Mehrheit der Universitätsangehörigen genügte offenkundig der in Aussicht genommene und dann rasch unter der Leitung von Arved Roßbach realisierte Bau.

Ein weiteres Charakteristikum der Leipziger Situation gilt es im Auge zu behalten: Die Universität erlebte ebenso wie andere deutsche Hochschulen eine Erneuerung der Naturwissenschaften, die ihre Experimentalkapazität ausbauten und auch nach Umsetzung der in den Labors gewonnenen Erkenntnisse suchten. Anders aber als in Berlin oder im Ruhrgebiet, wo eine Großindustrie auf die rasche staatliche Förderung potenter Forschungsabteilungen drängte, um Führungspositionen auf den internationalen Märkten zu gewinnen oder zu behaupten, stellte sich die Sache im kleingewerblich geprägten Sachsen dar. Hier blieb der Druck auf eine Befreiung der „neuen Meister der Natur“ von allen Verpflichtungen aus dem überlieferten Universitätsbetrieb geringer, oder es kam wie im Falle der Elektrotechnik zu einer Verlagerung nach Dresden, wo von vornherein der Zweig der technischen Applikationsforschungen als primär angesehen wurde.<sup>25</sup> Lediglich die chemische Industrie nutzte den Standort Leipzig, dem Hermann Kolbe, Gustav Wiedemann, der Nobelpreisträger Wilhelm Ostwald, Max Le Blanc u.a. Glanz und Weltruf verliehen hatten, direkt für ihre Anwendungszwecke.

Die Veränderungen im Selbstverständnis der Wissenschaften liefen in der Messestadt vor dem Hintergrund einer bemerkenswert stabilen Zusammensetzung der Studentenschaft ab, in der das ältere Bildungsbürgertum seinen vergleichsweise sehr hohen Anteil bis in das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts bewahren konnte. Erst im letzten Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg war ein wirklich fühlbarer Rückgang des Anteils dieser Gruppe von reichlich einem Drittel auf unter 30 Prozent zu konstatieren, während wirtschaftsbürgerliche Kreise und das städtische Kleinbürgertum geringfügig zulegten:

---

25 Zu Dresden vgl. G. Landgraf (Hrsg.), *Geschichte der Technischen Universität Dresden in Dokumenten und Bildern*, Bd. 2: *Wissenschaft in Dresden vom letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis 1945*, Dresden 1994. Allgemein: R. Locke, *Industrialisierung und Erziehungssystem in Frankreich und Deutschland vor 1914*, in: *Historische Zeitschrift*, Bd. 225, 1977, S. 265-296.

Zusammensetzung der Studentenschaft an der Universität Leipzig<sup>26</sup>

Jahrfünft	Bildungsbürgertum	Wirtschaftsbürgertum	kleinbürgerliche Klassen
1874/79	37,5%	32,6%	29,9%
1884/89	36,0%	35,8%	28,2%
1894/99	33,6%	38,9%	27,5%
1904/09	35,5%	38,4%	21,5%
1909	29,7%	38,4%	31,9%

Hans-Ulrich Wehler nennt das angesichts der allgemeinen Wachstumsraten der Studentenschaft zu Recht eine „erstaunlich effektive Verteidigung des Zugangs zu den traditionellen akademischen Karrierewegen“ durch die bildungsbürgerlichen Schichten bei gleichzeitiger Öffnung des Bildungssystems für eine mittelbürgerliche Aufwärtsmobilität (Angestellte, Lehrer, mittlere Beamte).<sup>27</sup> Noch war der Platz eines Universitätsstudiums aber in der Karriere von Angehörigen des Handelsstandes und von Abkömmlingen der Vertreter liberaler Berufe instabil – in Zeiten der Konjunktur erwies er sich als rückläufig, während er in Zeiten der Krise wichtiger wurde, „weil dann ein kleines, aber sicheres Gehalt den schwankenden Erwerbssausichten vorgezogen wird“.<sup>28</sup> In einer Stadt und einer Region, die eher durch kleinbetriebliche Strukturen und einen hohen Anteil in den Dienstleistungsberufen gekennzeichnet war, mußten sich diese allgemeinen Tendenzen noch stärker auswirken. Während sich die Lage für die Universitäten dramatisch veränderte, blieb doch ihre Klientel faktisch die gleiche. Hieraus ergab sich die seltsame Spannung von Ökonomisierung der Beziehungen zum städtischen Umfeld und gleichzeitigem Festhalten an überholt anmutenden Ritualen der bürgerlichen Soziabilität.<sup>29</sup>

Aufs Ganze gesehen blieb damit der Druck zur direkten Anlehnung an die unmittelbaren Ziele der Industrie in Leipzig gering, so daß sich der Bezug vor allem über die Grundlagenreflexion und die *vorbereitende* Ausbildung der Studenten herstellte. Dies gestattete den in Leipzig wirkenden Naturwissenschaftlern auch die Teilnahme an Überlegungen zur interdisziplinären Bindung ihrer paradigmatischen Brüche an das überkommene Wissen und stärkte deren philosophische Verarbeitung. Roger Chickering hat das herausragende Beispiel dieser kollektiven Bemühung um eine Integration des naturwissenschaftlichen Positivismus in eine allgemeine Wissenschaftslehre und ein neues Weltbild vorzüglich beschrieben: das Leipziger „Positivistenkränzchen“ um Wundt, Ratzel, Ostwald, Bücher und

26 Quelle: H.-U. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte (Anm. 11), S. 1214.

27 Ebenda, S. 1215.

28 Eulenburg, Die Frequenz (Anm. 1), S. 259.

29 Man vgl. etwa das barock anmutende Festprogramm des Universitätsjubiläums 1909: Offizielle Festzeitung zum 500jährigen Jubiläum der Universität Leipzig, hrsg. vom Press-Ausschuss der Jubiläums-Kommission, 1. Nr., Leipzig, 28. Juli 1909.

Lamprecht suchte jener Spezialisierungstendenz entgegenzutreten, die die Diskutanten im Café Hannes des Leipziger Gewandhauses mit ihrer eigenen Professionalität in Gang brachten und zugleich an allgemeine Erkenntnisziele rückbinden wollten.<sup>30</sup>

Die Erneuerung der Universität war nicht Sache der Kulturwissenschaftler allein, es gelang ihnen aber, die Naturwissenschaftler für eine gemeinsame Strategie der gleichzeitigen Professionalisierung und Öffnung zur Gesellschaft hin zu gewinnen. Die Neubauten und der Ausbau der Personalstrukturen, der, wenn auch verzögert, dem Aufschwung der studentischen Bildungsnachfrage folgte, boten ihnen die Möglichkeit zur Verfachlichung in der Organisation des Studienbetriebes (Trennung von Seminaren von den Proseminaren, von Seminaren für Fortgeschrittene von den Einführungsveranstaltungen usw.), und die Chance zur Identitätsstiftung einer Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden in den Räumlichkeiten der Institute.<sup>31</sup> Dies war aber zugleich der Abschied von einer älteren Form akademischer Sozialisierung, die durchaus wehmutsvoll registriert wurde, denn „... damit verschwinden freilich mehr und mehr auch die Professorenwohnungen, die noch an die gute alte Zeit erinnern, wo die Universität ihre Glieder, Lehrer wie Schüler, auf eigenem Grund beherbergte.“<sup>32</sup> Der Verlust der Identifikation über den „eigenen Grund“ signalisierte spiegelbildlich zu den gewaltigen Neubauten die Abkehr von der überlieferten Universitätsautonomie gegenüber den städtischen Angelegenheiten. Der Umzug der Professoren in die neuen Nobelviertel hinter der Universitätsbibliothek und in den gartenreichen Vorstädten tat ein übriges zur Verschmelzung mit den sonstigen städtischen Eliten. Ebenso spielte die Fortexistenz des Typus „politischer Professor“<sup>33</sup> für Soziabilitätsformen eine Rolle, in denen universitäre und kommunale Eliten ihre Kontakte ausweiteten. Dem entsprach auch eine Suche nach einem neuen Verhältnis zur Gesellschaft. Die Gewinnung weiterer Hörerkreise wurde nun zum Anliegen, und 1903 war die Zahl dieser Gelegenheitshörer auf 706 (bei insgesamt 4300 eingeschriebenen Studenten) angewachsen. Sonderkurse wurden eingerichtet, „in denen die Verbindung mit angrenzenden Wissensgebieten gepflegt wird“, wie das Historische Seminar in seiner Selbstbe-

---

30 R. Chickering, *Der „Leipziger Positivismus“*, in: E. Fuchs/St. Sammler (Hrsg.), *Geschichtswissenschaft neben dem Historismus (=Comparativ, 5. Jg., H. 3)*, Leipzig 1995, S. 20-31.

31 Vgl. Institut für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig, *Groitzsch 1922* (frühere Broschüren enthielten Abbildungen und Beschreibungen, die die Studierenden für eine solche Gemeinschaft gewinnen sollten).

32 *Stadtführer Leipzig* 1909.

33 Zu Lamprecht vgl. L. Schorn-Schütte, *Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik*, Göttingen 1984, S. 208ff.; zu Erich Brandenburg vgl. C. Friedrich, *Erich Brandenburg. Ein Leipziger Historiker zwischen Politik und Wissenschaft*, Leipzig 1997 (i. E.).

schreibung nach der Jahrhundertwende anpries.<sup>34</sup> Die Seminarbibliotheken öffneten sich hin zum allgemeinen Publikum, und die Professoren gaben ihre Einwilligung, die Lesestätten der akademischen Jugend in Reisebüchern nach Leipzig aufzuführen. Die Verwissenschaftlichung mit ihrer neuen Form der fachinternen Kommunikation wurde als öffentliche Angelegenheit inszeniert, wie schon der Historikertag von 1894 belegt, der im Gegensatz zu dem kleinen Vortreffen in München nun als Tagung stattfand, zu der 450 Teilnehmer aus der gesamten kulturellen Oberschicht Sachsens erwartet wurden.<sup>35</sup> Die Leipziger Professoren begründeten ebenso wie ihre Kollegen aus anderen Universitäten Buchreihen und Zeitschriften als Zeichen einer Befestigung der Fächer oder eines bestimmten Standpunktes innerhalb der Disziplinen. In Leipzig bot sich darüber hinaus die Gelegenheit zur engen Zusammenwirkung mit den Verlegern, bei der buchhändlerischer Gewinn und öffentliche Wirkung einander bedingten.<sup>36</sup>

Die Betonung einer neuen Qualität der Lehre, die die mittelalterliche Scholastik weit hinter sich gelassen habe, die Orientierung auf Interdisziplinarität und ganzheitliche Konzepte sowie die Auffassung von Wissenschaft als öffentlicher Angelegenheit, die auch zu vermehrten Anstrengungen auf populärwissenschaftlichem Sektor anspornte, gaben der Universität ein neues Gepräge. Wilhelm Wundt wurde denn auch 1919 noch nicht müde, diese neuen Gesichtspunkte hervorzuheben.<sup>37</sup>

Dieses sich langsam durchsetzende Selbstverständnis war bei zwei dicht aufeinander folgenden Gelegenheiten mit einer Neubestimmung des Verhältnisses zur Kommune konfrontiert.

Das Universitätsjubiläum von 1909 bot Gelegenheit, die wechselseitige Wahrnehmung von Alma mater und Stadt zum Ausdruck zu bringen und unter Beweis zu stellen. Kaum überraschend unterscheiden sich behördeninterne Schriftwechsel und öffentliche Ansprachen nicht unwesentlich in Tonlage und Problembewußtsein.

Den Auftakt zu einem später heftig anschwellenden Schriftverkehr bildete die Frage des Königlich Sächsischen Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts an den Rat der Stadt Leipzig am 19. August 1907, inwieweit die Stadt zur Durchführung der Jubiläumsfeiern Hilfe gewähren könne. Die vorangestellte moralische Verpflichtung ist aufschlußreich: „Es versteht sich wohl von selbst, daß auch die Stadt, in deren Mauern die Universität fünf Jahrhunderte hindurch ihren Sitz gehabt hat, deren ge-

34 HStA Dresden, Ministerium für Volksbildung 10228/1: Akten des Historischen Seminar bei der Universität zu Leipzig betreffend 1877–1901.

35 Vgl. M. Middell, Die ersten Historikertage in Deutschland 1893–1913, in: G. Diesener/M. Middell (Hrsg.), *Historikertage im Vergleich (=Comparativ, 6. Jg.)*, H. 5–6, Leipzig 1996, S. 33f.

36 H. Zwahr (Hrsg.), *Wissenschaft und Verleger*, Göttingen 1995 (=Geschichte und Gesellschaft).

37 W. Wundt, *Geschichte der Universität*, in: *Stätten der Bildung*, Bd. 1: Berlin 1919, S. 28f.

schichtliche Entwicklung auf das innigste mit der der Hochschule verwachsen ist und die unstreitig den sie vor andern Großstädten auszeichnenden besonderen Charakter und einen Teil des hohen Ansehens, das sie in der ganzen Welt genießt, der Universität verdankt, ein lebendiges Interesse daran nehmen wird, daß das Jubelfest würdig und zur Befriedigung der zuströmenden Festgäste, die ja zugleich die Gäste der Stadt sein werden, verläuft.“<sup>38</sup>

Es sticht hervor, daß die Anregungen und Vorschläge des Briefes auf die sehr praktischen Fragen der Organisation und Finanzierung des geplanten Programmes zur Feier des tausendsten Semesters zielten und scheint nicht untypisch, daß die unterschiedlichen Interessen schnell und am heftigsten in Geldfragen kollidierten.<sup>39</sup> Die Universität versuchte im Herbst 1907, der Stadt die vorzeitige Fertigstellung einer Festhalle schmackhaft zu machen, doch lehnte der Oberbürgermeister mit „größtem Bedauern“ ab: Man sei wegen der „Finanzlage gezwungen, für die nächsten Jahre vom Bau einer Festhalle abzusehen“.<sup>40</sup> Eine Ratsplenarsitzung erörterte am 28. März 1908 diese Frage nochmals und unterstützte die Absage an eine schnell zu errichtende feste Halle, dagegen gewann das schließlich auch realisierte Vorhaben eines repräsentativen Festzeltes bald Gestalt.

Wissenschaftsimmanente Überlegungen seitens der Stadt spielten also praktisch keine Rolle. Dominant blieben das langandauernde Feilschen um die finanziellen Beteiligungen und die mit mancherlei Fingerspitzengefühl zu lösenden promtkollarischen Fragen des Festtages – bis hin zu den Spirituosensorten oder den Einwänden mancher Beteiligten: etwa die Beschwerde des Zivilmusikerverbandes, wieder einmal hätten bei einer Programmzusammenstellung zu solchem Ereignis die Militärmusiker den Vorrang erhalten – was der Rat postwendend dementierte, „eine derartige Bevorzugung (habe) nie stattgefunden“.<sup>41</sup>

Die Festgabe der Stadt Leipzig bestand schließlich vor allem in der Einrichtung einer Jubiläumsstiftung in Höhe von 100.000 Mark. Der künftighin unangetastet bleibende Soekelbetrag solle durch seine Verzinsung die Universität in die Lage versetzen, Freitische für – nach Maßgabe der Stadt übrigens ausschließlich reichsdeutsche – bedürftige Studenten einzurichten. Die Universität informierte Anfang 1910, daß 20 Studenten in den Genuß dieser Vergünstigung kommen würden und ergänzte die Mitteilung über deren Zugehörigkeit zu verschiedenen Fakultäten um den Hinweis,

---

38 Akten, die Universität betreffend, Bd. I, Stadtarchiv Leipzig, Bl. 41f.

39 Aussagekräftig hierzu die Bestände: Akten, die Feier des 500jährigen Bestehens der Universität Leipzig betreffend, sowie: Akten, die Erbauung einer Festhalle anlässlich des Universitätsjubiläums 1909 betreffend, Stadtarchiv Leipzig.

40 Vgl. den Brief von Magnifizenz Prof. Dr. Curschmann an Oberbürgermeister Tröndlin am 10. Oktober 1907 und die hierauf ergehende Antwort am 24. Januar 1908, in: Akten, die Universität betreffend, Band I, Stadtarchiv Leipzig.

41 Vgl. Protokoll der Ratsplenarsitzung am 17. Juli 1909, Punkt 13, ebenda.

daß es sich um zwölf Sachsen und acht nichtsächsische Reichsangehörige handele. Zahlreiche Privatpersonen und Firmen traten im Vorfeld des Jubiläums mit Spenden oder Schenkungen hervor, unter anderem gelangten so wertvolle Büchersammlungen in den Besitz der verschiedenen Institutsbibliotheken.<sup>42</sup>

Der Festakt selbst gab reichlich Gelegenheit zu Darstellungen der älteren Universitätsgeschichte und der neueren Veränderungen. Der Chor erscholl einstimmig. Von einer langen Tradition ließe sich kaum mehr zehren. Vielmehr sei aus dem Niedergang des 18. Jahrhunderts für die Gegenwart zu lernen und eine Ausrichtung der Alma mater lipsiensis an den Bedürfnissen der Heutigen zu gewährleisten. Mit Blick auf das seit 1871 Erreichte breitete sich Stolz aus. Voller Zufriedenheit wurde eine Prosperität bilanziert, von deren baldigem Ende man noch nichts spürte. In diesem Lichte erschienen frühere Spannungen zwischen Universität und Stadt denn auch als „kleinliche Kämpfe, die weit hinter uns liegen“, wie Oberbürgermeister Dr. Dittrich in seiner Ansprache zur Jubelfeier dem Rektor Binding versicherte.<sup>43</sup>

Diese Besinnung war zutreffend, denn nicht immer war es eine Zeit des Friedens und der Freundschaft zwischen Kommune und Universität. Chroniken und Akten belegten die Kämpfe zwischen Rat und Rektor, berichteten von Zusammenstößen zwischen Bürgerschaft und Studentenschaft, erinnerte der Bürgermeister: „Noch vor 100 Jahren, bei dem 400jährigen Jubiläum der Universität, haben unsere Vorfahren im Ratsstuhl der Jubilarin nichts besseres zu sagen gewußt, als daß sie es sich ihrerseits angelegen sein lassen würden, künftig zwischen Universität und Rat gutes Einvernehmen und Freundschaft zu begründen und zu erhalten.“

Dem Oberbürgermeister klangen solche Töne „fast sagenhaft ... an unser Ohr“, denn „eine neue Zeit mit großen politischen Errungenschaften, großen wissenschaftlichen und technischen Fortschritten, großen wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben mit erweitertem Gesichtskreis und gesteigerter Bildung und Gesittung hat ihnen ... für immer ein Ende gemacht.“<sup>44</sup> Das „ungeahnte Wachstum“ der Stadt verlief parallel mit dem „ungeahnten Wachstum und Aufblühen der Universität“.

Der Rektor verwies in seiner Entgegnung auf die charakterliche Koinzidenz von Kaufmannstadt und kaufmännisch orientierter Universität, die Beweise, daß die Stadt die Universität weit stärker als diese jene beeinflusse, allen Verweisen auf universitäre Autonomie zum Trotz: „Wie verblüfft war ich, wie schüttelte ich erstaunt den Kopf und wie herzlich mußte ich lachen, als ich kurz nach meinem Herkommen am Anfang der siebziger

42 Eine Übersicht im unmittelbaren Vorfeld gewährt zusammenfassend der Artikel „Stiftungen zum Jubiläum“, in: Leipziger Tageblatt vom 12. Mai 1909.

43 Die Feier des 500jährigen Bestehens der Universität Leipzig, Amtlicher Bericht im Auftrag des akademischen Senates, erstattet von Karl Binding, Leipzig 1910, S. 98.

44 Ebenda.

Jahre sah, daß auf dem von der Universität verpachteten Hofe ... die Ledermesse sich auftut und unsere Studenten voll guten Humors durch die Häute von Rindern, welche die Zeitlichkeit gesegnet hatten, sich geradezu in die Vorlesungen durchkämpfen mußten.“ In einer Zeit wachsender Studentenzahlen war die Universität, deren ewig zu knappe Alimentierung durch den Staat Binding aufs respektvollste in einem Seitenhieb unterbrachte, auf solche Vermietung angewiesen: „Ihr Ertrag war uns nämlich trotz der Großmut des Staates sehr notwendig.“ Der Kaufmannsgeist, ein um sich greifendes Effizienzdenken, das unbefangen nach Nutzenwendungen von Wissenschaft in und für die Gesellschaft fragt, ließ den rector magnificus sogar warnen: „Vielleicht sogar sind die Geschwister [Stadt und Universität] etwas zu ähnlich geworden.“<sup>45</sup>

Immerhin, die Verbindung von Handel und Industrie mit wissenschaftlicher Lehre und Forschung ist der Grundzug jenes Selbstbildes, das Staat und Universität von ihrem Verhältnis bei Gelegenheit des großen Festes geben. Die Stiftung von Freitischen, die *allen* reichsdeutschen Studenten offenstehen sollen, zeugte von dem erworbenen Rang, mit Berlin und München zu den *national players* in der Konkurrenz der Universitäten zu stehen und keineswegs ausschließlich provinzielle Ausbildungsstätte für eigene Landeskinder zu sein.

In Windelbands *Laudatio*, namens der älteren Heidelberger Schwesteruniversität vorgetragen, wird wie in den sich aneinander reihenden Huldigungen der anderen 19 deutschen Universitäten immer wieder auf die Gleichzeitigkeit von städtischem und universitärem Wachstum als Kennzeichen des Leipziger Falles hingewiesen, insbesondere auf den für Akademiker attraktiven Zusammenhang „mit dem gewaltig entwickelten Gemeinwesen dieser Stadt, die den Austausch der Literaturerzeugnisse weit über Deutschlands Grenzen hinaus beherrscht“.<sup>46</sup> Nachdrücklich unterstrichen die Redner ganz im Gegensatz zum Beitrag aus dem „Weltdorf“ Heidelberg, in dem vor einem Verlust kooperativer Identität und der Abschwächung einer Fundierung des antiken Geistes freier Forschung gewarnt wurde, daß die Leipziger Selbstsicht kaum fin-de-siècle-Gefühle kannte.

Die Jubilare sonnten sich im Glanz einer gelungenen Anpassung an neue Entwicklungen im Hochschulwesen, in der Forschungsorganisation und in der Internationalisierung der wissenschaftlichen Beziehungen. Nur ein Spötter wie der Rathausschreiber Heinz-Georg Müller-Heim, der in seinem Buch „Leipzig und die Leipziger“ auch die neuen Bahnhöfe „das Fäustchen, in das sich die Spekulanten lachen“ nannte, konnte sich den Lakonismus zur Kennzeichnung der Universität leisten: „Hat viel Geld gekostet.“<sup>47</sup>

---

45 Ebenda, S. 99

46 Ebenda, S. 103.

47 Müller-Heim, Leipzig und die Leipziger, Leipzig 1906, S. 48.

Für ihre hochfliegenden Umbaupläne konnte die Universität immer wieder auf großzügige Unterstützung durch die Regierung und den Landtag rechnen, auch wenn ihre Forderungen nach Anhebung der Ausstattung besonders für Lehrmittel, die 1898 einen Etat von 1,5 Millionen Mark ausmachten, zuweilen mit großem Nachdruck vorgetragen werden mußten. Als wichtig erwies sich dabei immer wieder, daß die Universität selbst Grundbesitzer war und eine dreiviertel Million Mark Einkommen aus der Verpachtung und Vermietung von Flächen bezog. Die vor allem landwirtschaftlichen Flächen halfen später über Kriegs- und Nachkriegswinter hinweg, erhielten die finanzielle Handlungsfähigkeit der Universität in Jahren nachlassender Alimentierung durch den Staat – der ständig eine direkte Kontrolle über diesen Besitz anstrebte – und machten die Hochschule zum ernstzunehmenden Akteur auf dem städtischen Immobilienmarkt.

Die festliche Stimmung und die zahllosen feierlichen Bekenntnisse zur Koinzidenz von städtischer und universitärer Entwicklung konnten indes nicht verdecken, daß eine Problematisierung dieses Verhältnisses hin zu einer produktiven Nutzung der Ressourcenverschränkung vollständig ausblieb. Gegenüber den vorsichtigen Ansätzen Ende des 19. Jahrhunderts könnte man die verpaßte Gelegenheit des Universitätsjubiläums sogar als einen Rückschlag bei der Diskussion um die Qualität des Wissenschaftsstandortes bezeichnen.

Schon 1906 hatte der Historiker Gerhard Seeliger am Ende seiner Rektoratszeit in der – traditionell am 31. Oktober abzulegenden – Bilanz mit Blick auf die Stadtbevölkerung einigermaßen bitter resümieren müssen: „Unsere Universität ist reich an Stiftungen. Allerdings bewegen sich unsere Hoffnungen auf Unterstützung der Wissenschaft von privater Seite in recht bescheidenen Grenzen. Noch haben uns die großen Vermögen, die mitunter der Wissenschaft recht viel verdanken, den Rückweg zur Wissenschaft nicht gefunden, noch sind die Inhaber der großen Vermögen mit ihrem materiellen Dank für das, was ihnen mittelbar und unmittelbar die Wissenschaft gebracht hat, allzu zurückhaltend.“<sup>48</sup> Die Bilanz des Universitätsgeburtstages ließ kaum einen besseren Schluß zu. Nun spitzte sich aber die Lage im darauffolgenden Jahre 1910 deutlich zu, denn mit der Ankündigung der wissenschaftspolitischen Initiative zur Gründung einer großen Stiftung, aus deren Erträgen mehrere Forschungsinstitute finanziert werden sollten, standen sowohl der Charakter der Universitäten als auch die Qualität der einzelnen Standorte zur Disposition. Der Chemiker Wilhelm Ostwald, der seine Befreiung von jeglicher Lehrverpflichtung nicht hatte gegen die Fakultät durchsetzen können und sich nach der Verleihung des Nobelpreises in das kleine Dorf Großbothen unweit von Leipzig zurückzogen, um sich ganz seiner Farbenlehre und seinem Energiekonzept

---

48 Rektorwechsel an der Universität Leipzig am 31. Oktober 1906. Rede des abtretenden Rektors Dr. Gerhard Seeliger, Rede des antretenden Rektors Dr. Heinrich Curschmann, Leipzig (1906), S. 4.

widmen zu können, erkannte dies klar und wurde zum Fürsprecher einer gründlichen Reorganisation des Bildungswesens. Seine Idee, klar zwischen Fachschul- und Forschungsunterricht zu unterscheiden und seine Prognose, daß die deutsche Universität sich hin zur wissenschaftlichen Fachschule entwickeln würde, da die Forschung andernorts, nämlich in Forschungsinstituten, ihre eigentliche Heimstatt finden werde, mußte die Universitätslehrer zwangsläufig auf den Plan rufen: Vor allem die damit verbundene Rollenzuweisung, wonach sie zukünftig den Schwerpunkt ihrer Arbeit wieder mehr auf die Lehrtätigkeit zu legen hätten, stieß auf Widerspruch. Zugespißt hatte Ostwald gemeint: „Es wird mit einem Wort die künftige Universität sich wieder ein wenig dem Typus des englisch-amerikanischen College nähern müssen, von dem sich die Hochschule in Deutschland wegen der Aufnahme der Forschungsausbildung unter ihre Ziele entfernt hatte.“<sup>49</sup> Ostwalds radikale Infragestellung der bisherigen zentralen Position der Universitäten im Forschungsbetrieb stand keineswegs allein, wie Rüdiger vom Bruch anhand der Diskussionen auf dem Dresdner Hochschullehrertag 1911 gezeigt hat.<sup>50</sup> Mehrere Debatten schoben sich dabei ineinander. Die Vertreter der Technischen Universitäten und Hochschulen sahen eine Möglichkeit, größere Finanzierungsspielräume zu gewinnen und eine Gleichstellung mit den klassischen Universitäten zu erreichen. Lamprecht und sein Leipziger Kollege Binding plädierten in Dresden dafür, die Leitung der geisteswissenschaftlichen Forschungsinstitute an Universitätsprofessuren zu binden, da sie komplementäre Aufgaben hätten. Sie wollten die Universitäten gestärkt sehen durch angegliederte Institute. Lamprecht sah darüber hinaus in den Forschungsinstituten auch eine mögliche Lösung der „kleinen sozialen Frage“, der Nichtordinarienfrage, insofern diese Institute eine republikanische Universitätsverfassung anstelle der „monarchischen“ der Ordinarienenuniversität befördern würden.<sup>51</sup>

Andere warnten dagegen vor den Einflußmöglichkeiten der Ministerialbürokratie und sahen eine Verschiebung des Universitätsverständnis voraus.

Die Diskussion, die der Wiener Botaniker Richard von Wettstein schließlich mit einem Minnalkonsens zusammenfaßte, zeigt, daß die in Dresden versammelten Hochschullehrer mehrheitlich das Problem noch gar nicht in seiner ganzen Tragweite verstanden hatten. Karl Lamprecht wollte, so ließe sich auch mit Blick auf die schließlich von ihm erreichte

---

49 Wilhelm Ostwald über Universitätsreform, in: Leipziger Tageblatt vom 3. November 1911.

50 R. vom Bruch, Wissenschaftspolitik, Kulturpolitik, Weltpolitik. Hochschule und Forschungsinstitute auf dem Deutschen Hochschullehrertag in Dresden 1911, in: H. W. Blanke (Hrsg.), Transformationen des Historismus. Wissenschaftsorganisation und Bildungsorganisation vor dem Ersten Weltkrieg. Interpretationen und Dokumente, Waltrp 1994, S. 32-63.

51 Ebenda, S. 50f.

Institutionalisierung seiner Vorschläge in der König-Friedrich-August-Stiftung zusammenfassen, mit seinem Plädoyer für eine Anbindung der Forschungsinstitute an die Universitäten – gewissermaßen ein Gegenmodell zu der schließlich erreichten relativen Selbständigkeit der KWG-Institute von den Hochschulen<sup>52</sup> – den Universitäten einen privilegierten Platz in den sich formierenden Wissenschaftsstandorten sichern.

Mit der Berliner Initiative für die industrienahen Forschungsinstitute stand aber auch die Frage, wie jenseits der Hauptstadt der absehbare Wettbewerbsnachteil ausgeglichen werden könnte. Ging es bisher vor allem um Studentenzahlen, Professorenstellen zu deren Ausbildung und die dafür benötigten Gebäude, kam nun die Ausstattung der Universitäten mit Forschungsressourcen als Kriterium des Weitlaufs ins Spiel.

Das Leipziger Tageblatt wies seine Leser gleich 1910 darauf hin, daß man wahrscheinlich bislang unterschätze, daß der Kaiser bei seiner Ankündigung der Stiftung, die den Auftakt zur Begründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft bildete, auch als preußischer König gesprochen habe und sein Appell mithin insbesondere den Bürgern Preußens gegolten habe. „Daher ist anzunehmen“, folgerte das Blatt, „daß der Effekt dieser Sammlung, der ja über Erwarten stark ist, in erster Linie preußischen Universitäten und unter diesen wiederum vornehmlich der Berliner Universität zugute kommt.“<sup>53</sup>

Für nichtpreußische Universitäten folge daraus, daß sie darauf bedacht sein müßten, Quellen zu erschließen, die ihnen die Befähigung zu einer ebenbürtigen Konkurrenz mit Berlin auf dem Gebiet der Forschung sichern, und daß sie Vorsorge gegen die Gefahr einer Überflügelung auf wissenschaftlichem Gebiet und den Rückgang ihrer Immatrikulationsziffern treffen sollten. „Das fürsorgende Interesse der sächsischen Bevölkerung“ müsse sich darauf konzentrieren, daß die Landesuniversität Leipzig nicht hinter Berlin zurückstehe. Den Forschungsinstituten solle deshalb alle Unterstützung zuteil werden. Berlins Vormachtstellung auf naturwissenschaftlichem Gebiet sei hinlänglich bekannt, ihrem Ausbau diene zweifellos auch die kaiserliche Stiftung. Hier mithalten, Berlin gar überholen zu wollen, sei kein realistisches Ziel. Um so mehr müsse man auf geisteswissenschaftlichem Gebiet nun die Anstrengungen verstärken. Dank vor allem privater Initiative sei das von Karl Lamprecht geschaffene Institut für Kultur- und Universalgeschichte dazu der rechte Kristallisationskern. „Deshalb muß Sachsen“, hieß es weiter, „folgerichtig dort einsetzen ...

52 Siehe dazu bisher H. Ilaas, König Friedrich-August-Stiftung für wissenschaftliche Forschung zu Leipzig (Sächsische Staatliche Forschungsinstitute), in: Forschungsinstitute. Ihre Geschichte, Organisation und Ziele, Unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter hrsg. v. Ludolph Brauer u.a., Bd. 1, Hamburg 1930, S. 374-386. Eine genauere Untersuchung der sächsischen Stiftung wird derzeit am Institut für Kultur- und Universalgeschichte Leipzig e.V. vorbereitet.

53 Eine Überflügelung der Leipziger Universität?, in: Leipziger Tageblatt vom 28. Oktober 1910.

Voraussetzung dazu ist einerseits der Ausbau des bestehenden Instituts für Kultur- und Universalgeschichte“. Als weitere Voraussetzung könne „die finanzielle Opferbereitschaft sächsischer Staatsbürger“ gelten: „Unsere glänzende wirtschaftliche Entwicklung im letzten Menschenalter sollte es einer ganz beträchtlichen Anzahl von Bewohnern des Landes und speziell der Stadt Leipzig ermöglichen, der Wissenschaft und ihrer Förderung einen kräftigeren Tribut zu zollen. Die Vanderbilt, Carnegie, Rockefeller mögen ein leuchtendes Vorbild für sie abgeben, und zweifellos wird dann auch die Staatsregierung hilfsbereit eingreifen, um die drohende Gefahr einer Überflügelung der Leipziger Universität durch Berlin zu bannen.“<sup>54</sup>

In einem Konkurrenzkampf der „Wissenschaftsstandorte“ konnte die Universität nicht allein bestehen, sondern bedurfte der Unterstützung der Bürger. Lamprecht als Rektor nutzte das günstige Klima, um noch einmal einen Vorstoß zur Verlagerung der Universität auf einen Campus im Südosten der Stadt zu unternehmen. In der Rektoratsrede von 1910 entwickelte er erstmals in größerem Rahmen sein Gedankengebäude. Zeitgemäße Untersuchungen ließen sich, wie er unter Verweis auf sein eigenes vergleichendes Forschungsprogramm erklärte, „mit den bisher herkömmlichen Lehrmitteln unserer Universitäten wie auch mit den Lehrinrichtungen, soweit sie in Seminarien und Verwandtem vorliegen, nicht bewältigen; vielmehr bedarf es hierfür der *Herstellung von Einrichtungen, die weiter und tiefer* greifen als die bestehenden. Daß damit die Frage auftritt, ob eine *Fortbildung* in diesem Sinne überhaupt möglich sei, ist gewiß. Jedoch haben Versuche, die, soweit bekannt, bisher *nur in Leipzig* stattgefunden haben schon jetzt gezeigt, daß diese Frage mit einem strikten Ja zu beantworten ist. Wir stehen also mitten in dem Umbildungsprozeß, und wir können auch schon wahrnehmen, wie er auf unsere Universitätsverhältnisse, Personen und Einrichtungen wirkt. Eine vermehrte Anzahl der Kategorien der Forschungsobjekte erfordert die Heranziehung von weit mehr Lehrkräften, als die Ordinarien zu stellen fähig sind. Die innere Verflechtung der Forschungsgebiete drängt namentlich auch in den vergleichenden Disziplinen zu einer anderen Organisation der Institute, als sie in deren bisher rein monarchischer Verfassung vorliegt. Die Lehrmittel endlich bedürfen überall der Erweiterung. Von allerhöchster Stelle ist endlich das Wort von den *Forschungsinstituten* gefallen und damit die Initiative zu einer Fortbildung der gelehrten Studien gegeben in der Richtung, die bisher für die Geisteswissenschaften praktisch nur von dem Institut für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig verfolgt worden ist.“<sup>55</sup> Lamprecht beließ es nicht bei solch allgemeinen Erwägungen. Die günstige Konstellation nutzend, ging er mit präzisen Wünschen gegenüber der Stadt Leipzig in die Offensive. So wandte er sich am 24. Juli 1910 in

---

54 Ebenda.

55 Aus der Rede Karl Lamprechts anlässlich der Übernahme des Rektorats der Universität Leipzig am 31. Oktober 1910, in: Leipziger Tageblatt vom 1. November 1910.

gleichlautenden Briefen an Oberbaurat Scharenberg und Oberbürgermeister Dittrich und versuchte, das Gebäude der Schule für Frauenberufe für sein Institut zu gewinnen. Dazu kam es zwar nicht, das Institut blieb im angestammten „Goldenen Bären“. Aber aufschlußreich ist die Struktur seiner Argumente, in Sonderheit sein Drohen mit einem ja nie ernstlich erwogenen Verlassen Leipzigs. Die Attraktivität der Universität durch eine Fortbildung ihrer Strukturen wird als Wirtschaftsfaktor ins Feld geführt, die Konkurrenz zu Berlin an entscheidender Stelle dezent in Erinnerung gerufen und die Sorgfaltspflicht der Stadt für ihre Hochschule immer wieder betont.<sup>56</sup>

Nach einjähriger Amtszeit resümierte Lamprecht, daß die Universität in den letzten Jahren, wie man im allgemeinen zu sagen pflege, „neu erbaut“ worden sei. Indes, diese Räume hätten sich nun, „wie offen ausgesprochen werden muß, längst als zu klein herausgestellt, und ein Zustand ständigen Suchens nach mehr Raum mit all seinen Unzuträglichkeiten und Kosten à *fonds perdu*“ sei eingetreten. Der Redner beschrieb die nötigen Veränderungen aus „universalen Gründen“, und erläuterte: „Für Deutschland ist das Wort ‘Forschungsinstitute’ in das Zentrum ... getreten. Für unsere Universität sind die hierher gehörenden Fragen durch zwei Schenkungen aktuell geworden, die zu den schönsten Erscheinungen des ablaufenden Universitätsjahres gehören.“ In New York habe der verstorbene Arzt Dr. Albert Seeßel der Universität ca. 200.000 Mark vererbt.

„Eine noch weit größere Summe, als hier den Naturwissenschaften ist den Geisteswissenschaften durch hochherzige Stiftungsgaben von ausschließlich Leipziger Bürgern im Laufe des nun beendeten Jahres zugeflossen. Der Fonds hat jetzt bereits eine halbe Million Mark stark überschritten und wird sehr wesentlich dazu beitragen, das ihm gesteckte Ziel, die Förderung vergleichender kulturwissenschaftlicher Studien durch die Errichtung von Forschungsinstituten, zu erreichen.“

Unsere Universität ist von jeher reich mit Schenkungen bedacht worden; ihrer fünfhundertjährigen Entwicklung ließe sich leicht eine Entwicklungsgeschichte der Rechts- und Sittenformen der Schenkung zu idealen Zwecken entnehmen. ... In neuerer Zeit aber ist immer mehr die produktive Stiftung, die direkt Lehr- und Forschungsziele der Universität fördern will, entwickelt worden. Sie entspricht einem neuen Stiftungsideal, und sie erfordert meist auch größere Kapitalien, wie sie mit dem steigenden Reichtum der Nation heute leichter aufgebracht werden können. ... Im ganzen sind der Universität im ablaufenden Jahre ... gut eine Million Mark an mehr tragenden und neuen Stiftungen zugeflossen: eine stolze Summe fürwahr, die ein an unserer Universität auch in dem Jubiläumsjahr 1909 nicht erreichtetes Niveau bedeutet. Und wenn die Universität in stiller Freude zu bemerken Anlaß hat, daß sich unter den Schenkgebern nicht wenige Angehörige des Lehrkörpers befinden, so wird sie doch mit noch ganz an-

<sup>56</sup> Vgl. den im Anhang mitgeteilten Wortlaut des Briefes.

derer Lebendigkeit, Freude und Dankbarkeit den hohen und opferbereiten Sinn der Leipziger Bürger anerkennen, der so wesentliche Erfolge gezeitigt hat.<sup>57</sup>

In Lamprechts Vorschlag einer Campus-Universität nach amerikanischem Vorbild<sup>58</sup> ging es nicht mehr – wie noch in den frühen neunziger Jahren – vorrangig um die allgemeine Bequemlichkeit des Studienbetriebes bei wachsenden Studentenzahlen (zumal deren Kurve um 1900 sichtlich abgeflacht war), sondern um die Reaktion auf eine neue Rolle der Universität in der Gesellschaft. Für Lamprecht mußte die Hochschule in verschiedener Hinsicht eine geänderte Position gewinnen. Einige wichtige Punkte seines Verständnisses dieser neuen Lage waren:

1. Durch die Einrichtung von Forschungsinstituten sollte die Universität eine direkte Verbindung mit der Wirtschaft bekommen, von dieser auch mäzenatisch unterstützt werden, aber eben nicht die Lehre vernachlässigen oder durch Auszug der kompetenten Forscher aus dem Studienbetrieb auf ein niedrigeres Niveau absinken.
2. Durch ein interdisziplinäres Konzept der Grundlagenreflexion, die sich der Öffentlichkeit zuwandte, sollte der Kritik Nietzsches u.a. am Szientismus und dessen Bedeutungsverlust für die Lebensprobleme einer in hektischer Industrialisierung und sozialer Umwälzung befindlichen Gesellschaft („Zeitalter der Reizsamkeit“) begegnet werden. Eine Kulturwissenschaft als Basis der Universität, die auf Erklärung ausgerichtet sei und sich dazu der wissenschaftlichen, d.h. naturwissenschaftlichen Erkenntnisinstrumentarien bediene, sei die einzige Möglichkeit, um dem Verlust an Deutungskompetenz gegenzusteuern. Die Nation sei dabei ein wichtiger Deutungsrahmen, aber dieser dürfe nicht die neuerdings anstehende Öffnung zu anderen Kulturen und deren Vergleichung behindern, sondern müsse ihr zum Ausgangspunkt dienen.<sup>59</sup>
3. Dem dominierenden Gedanken von der Notwendigkeit eines durch Flottenbau und Heeresaufstockung militärisch aktionsfähigen Imperialismus, mit dem Deutschland zu den großen Kolonialmächten beim

57 Die Feier des Rektorwechsels an der Leipziger Universität, in: Leipziger Neueste Nachrichten vom 1. November 1911.

58 In welch starkem Maße bei Lamprecht die Erfahrungen seiner Reise in die USA 1904 und seine allgemeinen Überlegungen zur Reform des Hochschulwesens und der Geschichtswissenschaft einander durchdrungen haben, ohne daß man eine einmütige Kausalität seiner Wahrnehmungen behaupten könnte, beweist vor allem sein Reisebericht: K. Lamprecht, *Americana. Reiseeindrücke, Betrachtungen, Geschichtliche Gesamtansicht*, Frelburg 1906.

59 Die Arbeiten von Herbert Schönebaum, Luise Schorn-Schütte, Rüdiger vom Bruch, Roger Chickering u.a. haben verschieden Aspekte dieses Konzeptes in den Vordergrund gerückt. Allerdings ist die Tätigkeit Lamprechts als Rektor und Wissenschaftsorganisator in Leipzig dabei oftmals hinter den Auseinandersetzungen des Methodenstreites zurückgetreten. Einige Dokumente dazu teilt mit, obgleich das Ziel seiner Ausgabe im Bereich der Methodologie liegt: H. Schleier (Hrsg.), Karl Lamprecht. *Alternative zu Ranke. Schriften zur Geschichtstheorie*, Leipzig 1987.

Wettlauf um die Weltmärkte aufschließen könne, setzte er sein Konzept von einer auswärtigen Kulturpolitik entgegen, in dem nicht Marine und Landtruppen, sondern den akademischen Intellektuellen die größte Bedeutung zufallen sollte.<sup>60</sup>

Dieses Konzept ließ Lamprecht immer wieder auf die Verlagerung der Universität zurückkommen. Eine Neuanlage sollte das Konzept baulich umsetzen. Am 24. Mai 1912, den Geburtstag des sächsischen Königs als Anlaß nutzend, vertiefte er seine Überlegungen zur Universitätsreform.<sup>61</sup> Er favorisiere den Plan einer „Universität im Grünen“, eines Umzugs der Universität aus der Stadt heraus, denn damit lasse sich am besten der Plan der „Forschungsinstitute“ verwirklichen, die in relativer Unabhängigkeit von den Universitätslehranstalten und doch in ständiger Fühlung mit denselben den Wissenstoff verarbeiten würden, welcher zunächst nicht in den Lehrkreis des akademischen Unterrichts aufzunehmen sei.

Zu diesem Zwecke sei das Areal zwischen Probstheida und Meusdorf am südlichen Stadtrand Leipzigs bestens geeignet. Die Universität hatte 1912 hier eine Fläche von fast einer halben Million Quadratmetern erworben, die gemeinsam mit den schon um 1910 gekauften rund einhundertfünfzigtausend Quadratmetern – „also immerhin ein kleines Rittergut“, wie Lamprecht bemerkte – diesen Plänen dienstbar gemacht werden sollte. Gedacht war an eine geschlossene Einheit, faktisch an eine kleine Stadt für sich, mit eigener Energie- und Wärmeversorgung, eigenen Fahrzeugen, mannigfachen Gebäuden für sämtliche Verrichtungen bis hin zu Kirche und Bibliothek, und dies alles, darauf war besonderer Wert gelegt, nicht im Stile von Monumentalbauten, sondern als zweckmäßige Nutzbauten, die beliebig der Veränderung des Zeitgeistes oder den jeweiligen Ideen ihrer Leiter angepaßt werden könnten.

Wohl niemand hat sich öffentlich wortgewaltiger hinter diese Pläne gestellt als Walter Hasenclever. Bei Lamprecht studierend,<sup>62</sup> führte er zudem dessen Argumente aus der „Deutschen Geschichte“ ins Feld. Wie sähe es im Augenblick in Leipzig und den anderen deutschen Universitätsstädten aus? Die bilderstarke Antwort lautete: „In den Dämpfen der Fabriken und Schloten, in engen viertreppigen Zimmern, während unten Automobile schreien, Trambahnwagen knirschen, Betrunkene heulen und Straßen gekehrt werden – da sollen wir arbeiten, essen und schlafen! Meist von Hause verwöhnt, beunruhigt von den Freuden und Leiden der großen Städte, von ringkämpfenden Kindern und ausgeklopften Teppichen lieblich be-

60 Vgl. zu diesem Konzept und den Belegen für seine Verbreitung unter den deutschen Hochschullehrern und Bildungspolitikern: J. Kloosterhuis, „Friedliche Imperialisten“. Deutsche Auslandsverlehte und auswärtige Kulturpolitik 1906–1918, 2 Bde., Frankfurt a. M. u.a. 1994.

61 Ausführlich dokumentiert in: Leipziger Neueste Nachrichten vom 25. Mai 1912, S. 7f.

62 Vgl. C. Spreizer, Karl Lamprecht und Walter Hasenclever, in: Lamprecht-Rundbrief Nr. 1, 1997, S. 18–25 – eine knappe Zusammenfassung ihrer Dissertation über den Einfluß Lamprechts auf den Leipziger Expressionistenkreis (New York 1996).

gleitet, oder von einem Klavier, sollen wir uns mit Philosophie, Geschichte und den schönen Künsten beschäftigen! Spinoza lesen, während draußen ein Obstkarren schellt, oder Dissertationen verbessern mit Hundegebell, morgens aufwachen, während ein gegenübertagender Schornstein aus irgendeinem (vor der Schwüle) offenen Fenster aufs Bett qualmt, und abends in dasselbe Bett wieder steigen, spät nach Trunk, Gesprächen oder Kunst – nicht ohne von streitenden Hausbewohnern, fernen Droschken oder der Feuerwehr schreckhaft aus dem Schlafe geweckt zu werden. Diesen Zustand fortgesetzter Nervosität, ohne Konzentration zur Arbeit, immer zwischen Lust- und Unlustgefühlen, hat, am stärksten in der heutigen akademischen Jugend, eine Reizbarkeit der Organe erzeugt, wie sie Lamprecht bereits in seiner 'deutschen Geschichte der jüngsten Vergangenheit' als einen Typus des modernen Menschen und seines Schaffens bezeichnet hat.“

In den von Lamprecht entwickelten Plänen einer Universität im Grünen mit zweckmäßigen und praktischen Bauten läge eine verführerische Kraft. Gerade für denjenigen, der bislang „mit zerquetschtem Leibe sich durch die engen Türen des Kollegs unter Lebensgefahr drängt; im Sommer die übergroße Hitze der Häuser und im Winter die Kälte der Höfe ergötzlich auf seinem Rücken trägt, wenn er nicht bereits im überfüllten 'Collegium Maximum' bei Wundt zwischen Knien, Tintenfassern und Philosophen zu Asche gepreßt ward.“

Walter Hasenclevers Plädoyer leitete von hier über zu der – schließlich zurückgewiesenen – Befürchtung, in Deutschland würde man Lamprecht nicht folgen können, da er allzu offensichtlich an englische und amerikanische Erfahrungen anknüpfte, die als nicht übertragbar angesehen werden müßten. In seine Replik auf dieses provinzielle Argument baut Hasenclever ein hohes Lob gerade dem messestädtischem Wohlwollen gegenüber den Reformplänen ein: „Die Tatsache aber, daß eine Reihe von wohlhabenden und weitsehenden Bürgern Leipzigs bedeutende Mittel zu den neuen [Lamprechtschen] Unternehmungen aufgebracht haben, daß mit einer Unterstützung des sächsischen Landtags und der Regierung ein freier und würdiger Wirkungskreis geschaffen ist, beweist nicht nur die nationale Begeisterung für diesen genial fortschreitenden Gedanken, sie beweist auch den Anteil der deutschen Universitätsstädte, in denen *Leipzig* an der Spitze marschiert.“ Man wird vermuten können, daß eine solche Presseveröffentlichung des Sommers 1912<sup>63</sup> den Weg in die städtischen Akten bahnte.

Tatsächlich hatte Lamprecht auch hier verstanden, „in der Stille“ eine größere Geldmenge zusammenzutragen, und dank weiterer Unterstützungen konnte so ein Grundstock für die geplanten Forschungsinstitute gelegt werden. Da sich auch die Stadt Leipzig in Form der Bewilligung eines be-

63 Walter Hasenclever, Oxford oder Leipzig? Hier zitiert nach der undatierten Ablage des Aufsatzes in: Stadtarchiv Leipzig, Akten, die Universität betreffend, Bd. 2, Bl. 53.

rächtlichen Jahreszuschusses den Reformvorhaben gegenüber aufgeschlossen zeigte, gewannen Pläne für die Institute – für Ethnographie und Geographie, für Kultur- und Universalgeschichte, für Religionsgeschichte, für Sprachwissenschaften und Literaturgeschichte, für Psychologie, für Nationalökonomie und andere Gebiete – weiter an Konturen. „Es galt“, hieß es bilanzierend Ende 1912, „innerhalb der durch die vorhandenen Mittel gewiesenen Schranken den Bauriß für die Forschungsinstitute zu entwerfen und die Bedingungen zu schaffen für seine Durchführung. In eingehenden Beratungen sind diese Fragen behandelt worden. Ein Statut ist entworfen, das noch der Genehmigung des Ministeriums bedarf...“<sup>64</sup>

Noch einmal machte das Vorhaben des Lamprechtschen Neubaus der Universität Schlagzeilen. Unter dem Titel „Vorarbeiten zur Verwirklichung der Gartenstadt-Universität“<sup>65</sup> wurde Anfang November 1913 von Bohrungen berichtet, die Aufschluß über die Wasservorräte im Boden des künftigen Universitätsareals liefern sollten. Es war dies gleichsam ein Schlußpunkt unter ein ehrgeiziges und aus der Stadt mehr als allgemein bekannt unterstütztes Vorhaben. Im Kanonendonner des Ersten Weltkrieges zerbarsten auch die Hoffnungen auf die Verwirklichung dieses Projektes. Der Tod des geistigen Vaters Karl Lamprecht 1915, inmitten der Kriegstage, tat ein übriges.<sup>66</sup>

Versucht man ein Resümee der hier zusammengetragenen Gesichtspunkte, so fällt zuerst die ungeheure Dynamisierung der Universitätsverhältnisse in einer gleichfalls überdurchschnittlich prosperierenden Stadt auf. Dieser beinahe hektische Ausbau der Alma mater lipsiensis führte nicht sofort zur konsistenten Reflexion der neuen Situation, in die sich eine Hochschule hineinbewegte, die vom Wachstum der Studentenzahlen, der Differenzierung der Fächer und der Professionalisierung der Disziplinen gekennzeichnet war.

Schon bald aber fand sich in Leipzig eine Gruppe von Wissenschaftlern, die das geänderte Verhältnis zur Umwelt und die Beziehungen der Wissenschaften zueinander zu diskutieren begann. Auf städtischer Seite wurde dies durch eine kritische Öffentlichkeit vor allem bei den ins Auge fallenden Neubauten begleitet, aber nicht durch Institutionalisierungspro-

64 So wenigstens die allzeit optimistische Bilanz Lamprechts. Siehe hierzu im Detail: Die Feier des Rektoratswechsels an der Universität Leipzig, in: Leipziger Neueste Nachrichten vom 1. November 1911. Rede des abtretenden Rektors Dr. Karl Lamprecht über das Studienjahr 1910/11, in: Rektorwechsel an der Universität Leipzig am 31. Oktober 1911, [Leipzig 1911], S. 8ff.

65 Leipziger Abendzeitung vom 4. November 1913.

66 Es gehört schon nicht mehr in den Kontext dieses Aufsatzes, möge aber als Aperçu dienen, daß die Universität noch zweimal die Entscheidung vor sich her schob, aus der Enge des Zentrums, das doch aber auch Kontakt zum städtischen Leben bot, ins Grüne umzuziehen. Sowohl in den sechziger als auch zu Beginn der neunziger Jahre wurde der Plan verworfen, im dritten Anlauf auch in genauerer Kenntnis der Defizite, die den betont gewordenen Campus-Universitäten andernorts anhaften.

zesse in der Kommune, mit denen diese in den absehbaren Debatten um die Aufhebung der überlieferten Universitätsautonomie in einem Wissenschaftsstandort der Hochschule ein ebenbürtiger Partner gewesen wäre. Eine gravierende Umwälzung der Studentenschaft wag von der Dominanz der klassischen protestantischen bildungsbürgerlichen Anteile blieb ebenfalls aus. Eine deutlichere Ausrichtung des Universitätsprofils auf unmittelbare Wirtschaftsinteressen fehlt für Leipzig weitgehend.

Das Jubiläum von 1909 zeigte noch einmal in seiner Harmonie zwischen Kommune und Universität sowie auf Repräsentation ausgerichteten Form das mangelnde Problembewußtsein für die anstehenden Veränderungen, für die an der Universität Leipzig inzwischen viele Voraussetzungen gewachsen waren. Dies sollte sich aber kurz nach den Feiern ändern. Die Konkurrenz der Standorte, insbesondere zu dem kaiserlich begünstigten Berlin, zwang Leipzig eine Diskussion um Forschungsinstitute und damit um die Struktur, Zielbestimmung und äußere Beschaffenheit der Universität auf.

Schnell kam damit auch die gesellschaftliche Zwecksetzung der höheren Bildung und der Forschung ins Spiel. Pioniere wie Karl Lamprecht sahen ihre Stunde für weitreichende Pläne gekommen und versuchten auch, das Verhalten der Kommune in ihrem Sinne zu beeinflussen. In den wenigen Jahren bis zum Kriegsausbruch zeigte sich, welche Möglichkeiten in einer dynamischen Situation für solche Vorreiter eines Wandels der überlieferten Universitätsautonomie zum Denken in den Kategorien von Wissenschaftsstandorten gegeben waren, aber auch, wie isoliert sie noch blieben.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges begrub hoffnungsvolle Ansätze, die in Zeiten der Prosperität öffentlicher Kassen und spendenwilliger privater Mäzene gegen den Konservatismus der Universitätsmehrheit und trotz der fehlenden strukturellen Anpassung der Kommune als Partner der Hochschule möglich waren. Den heimkehrenden jungen Männern 1919 konnte diese Chance nur noch als begangene Geschichte dargeboten werden, denn in den Tagesaufgaben des Wiederaufbaus einer universitären Kultur und unter den bald obwaltenden Schwierigkeiten der Inflationsjahre war an die kühnen Entwürfe von 1910 nicht zu denken. Der Übergang zum Wissenschaftsstandort blieb eine ungelöste Aufgabe für die Zukunft.

## Anhang

Brief Karl Lamprechts an den Oberbaurat der Stadt Leipzig\*  
 Durchschriftlich auch an den Oberbürgermeister der Stadt Leipzig am  
 24. Juli 1910

Hochgeehrter Herr Oberbaurat!

Sie waren so freundlich, mir vor einigen Wochen auf meine Bitte hin 7 Pläne von der Schule für Frauenberufe zur Ansicht zu übersenden. Ich liefere sie anbei mit bestem Dank zurück. Damals ging das Gerücht, die Stadt beabsichtige den engen Strassenschlupf zwischen Augustusplatz und Universitätsstrasse zu erweitern, zu dem Zwecke von der Schule je 2 Fenster der beiden freistehenden Flügel zu kassieren und den stehenbleibenden Rest des Hauses zu verkaufen. Inzwischen habe ich nun erfahren, dass dieses, damals von hervorragenden, den Geschäften angehörigen Bürgern der Stadt kolportierte Gerücht gegenstandslos war. Da ich indes als Anwohner des engen Strassenteils zwischen der Schule und der Schillerstrasse selbst zur Genüge weiss, dass sich die dort bestehenden Verkehrsverhältnisse infolge der Enge der Strasse bald als unerträglich erweisen werden, soweit sie es nicht schon sind, so werden die in den mitgeteilten Gerüchten gekennzeichneten Eventualitäten doch sehr bald auftreten, und diese Lage nehme ich zum Anlasse, um mich zu der Gesamtfrage, die wie Sie sehen werden, mich aus mehr als einem Grunde in wichtiger Weise interessiert, kurz Stellung zu nehmen.

Ich brauche gerade Ihnen nicht erst auseinanderzusetzen, dass die Stadt Leipzig, verglichen mit andern deutschen Städten, von einer geradezu beschämenden Armut an älteren öffentlichen städtischen Gebäuden ist. Die Tatsache spricht sich heute, wo in dem Denken der Massen noch immer ein bloss ökonomisches Denken überwiegt, für diese am fühlbarsten in dem Umstande aus, dass es nicht gelingen will, Leipzig zu einer von Vergnügungsreisenden stärker und länger aufgesuchten Stadt zu machen; denn diese Kategorie von Reisenden lässt sich eben nur durch den Zauber einer alten Vergangenheit, insofern er sich anschaulich, namentlich auch in Gebäuden ausspricht, fesseln. Der Grund für diese Armut liegt darin, dass, abgesehen von einer kurzen Zeit im 16. Jahrhundert und in der Gegenwart, die Stadt niemals eine Verfassung gehabt hat, in der neben aristokratischen auch demokratische Tendenzen berechtigten Ausdruck fanden. Es ist eine alte historische Erfahrung, dass Demokratien glänzend bauen, während der Rat der Stadt Leipzig, der im 17. und 18. Jahrhundert bei Licht besehen

---

\* Stadtarchiv Leipzig, Akten, die Universität betr., Bd. 2, Kap. 4, Nr. 9, Bl. 20-22.

kaum mehr war als eine Aktiengesellschaft zur Abhaltung von Messen, an einem Ort, der zufällig Leipzig hiess, öffentliche Bauten von Bedeutung, ausser wenn sie seinen unmittelbarsten Zwecken dienen (vgl. Börse), überhaupt nicht hinterliess. So kommt es, dass wir von grossen städtischen Gebäuden überhaupt nur 2 besitzen: das alte und das neue Rathaus. Die Stadt hätte unter diesen Umständen wohl getan, nicht bloss gegenüber dem Pflichten-Codex, den ihre grosse Vergangenheit ihr unbedingt auferlegt, sondern auch im Interesse des Säckels der heute lebenden Bürger, wenn sie aus der Zwischenzeit mindestens das Romanus'sche Haus angekauft und entsprechend eingerichtet hätte. Es ist zwar auch ein Privathaus, aber wenigstens eines Bürgermeisters von mehr als lokalgeschichtlicher Bedeutung und sicher der schönste Repräsentant der stattlichen grossen bürgerlichen Kultur im 17. Jahrhundert. Aus etwas späterer Zeit ist es mir durch besondere Umstände möglich gewesen, den Goldenen Bär, ein als historisches Denkmal immerhin beträchtliches Haus eines eben zu behäbigem Wohlstand aufsteigenden mittleren Bürgerthums aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, zu erhalten, und ich hoffe, dass es in seinen jetzigen wohltuenden Formen, als Eigentum der Universität, für immer geschickt sein wird. Kehre ich zu den öffentlichen Bauten zurück, so ist neben den beiden Rathäusern in der That eigentlich nur noch die Schule für Frauenberufe zu nennen, und schon deshalb ist dieses Gebäude, mindestens in seinen mittleren Teilen, die für Stil und Einrichtung charakteristisch sind, unbedingt zu erhalten. Es kommt noch hinzu, dass mit ihm, wie mit den beiden Rathäusern die Namen Lotters und Lichts, der Name des dritten und letzten Leipziger grossen Architekten, Dauthes, verknüpft ist. Nachdem beim Bau des Fürstehofes ein prächtiges Stück der Baukunst Dauthes in unverantwortlicher Weise ruiniert worden ist, bleibt schliesslich, sieht man vom inneren Umbau der Nicolaikirche in seinen festlich prächtigen Formen ab, als Zeichen seiner Hand in der Stadtsilhouette nur die alte Bürgerschule übrig, und so kann von einem höheren Standpunkt aus gewiss nicht die Rede davon sein, sie, namentlich in ihrem mittleren, für Dauthe sehr charakteristischen Teil, abzubrechen. Wenn ich dieses Urteil hier so entschieden hinstelle, so berechtigen mich nach meiner Empfindung hierzu die zahlreichen Gutachten, die ich während meines rheinischen Aufenthaltes in Sachen der Erhaltung oder Zerstörung alter Bauten abgegeben habe. Es ist bei diesen Gelegenheiten beinahe regelmässig anerkannt worden, dass ich keineswegs ein archäologischer Pedant-Purist sei, sondern sehr wohl auch modernen Verhältnissen Rechnung zu tragen wisse.

Würde so das Dauthesche Gebäude verkürzt zu erhalten sein, so wäre es doch gewiss nicht mehr fähig, die ständige Frequenz der heutigen Schule für Frauenberufe zu fassen. Ist doch diese Schule jetzt schon so überfüllt, dass mehrere Klassen in ein anderes Gebäude verlegt werden müßten. Wird aber das Gebäude geräumt, so fragt sich, was mit ihm geschehen kann. In dem Kreise der Geschäftskundigen, aber auch nur geschäftskundigen Bürger, in denen mir zuerst das Gerücht von der Verkaufsfähigkeit

des Gebäudes entgegengrat, war man darüber einig, dass es bei seiner geringen Tiefe und bei der gesamten Lage seiner Räume für moderne Verhältnisse überhaupt nicht in Betracht kommen könnte. Man war infolgedessen natürlich alsbald zum Abreißen bereit – mir tönt dabei fortwährend das in Amerika unzählige Male gehörte kulturlose „we take it down“ im Ohr – man war also bereit es abzureißen und an seine Stelle ein Hotel zu setzen. Dabei halte ich das Urteil, dass das Haus im Grunde eben doch nur für eine Schute oder schlarotige Einrichtung brauchbar sei, allerdings für richtig; und in dem Urteil liegt ja allerdings einer der schönsten Lobsprüche beschlossen, die man Dauthes Bau geben kann.

Von diesem Gesichtspunkt aus lag es nun für mich nahe, das Haus einer besonders eingehenden Prüfung zu unterziehen und hierzu habe ich mir von Ihnen die Grundrisse erbeten. Wie Ihnen bekannt sein wird, habe ich hier vor eineinhalb Jahren bei der Universität ein Institut für Kultur- und Universalgeschichte begründet, das im Goldenen Bär untergebracht ist, der bei dieser Gelegenheit soviel wie irgend möglich in seinen ursprünglichen Zustand zurückversetzt worden ist. Wir fühlen uns dort sehr wohl und werden nur durch einen Moment, die ganz unerwartete Steigerung der Frequenz, bedrückt. Die Einrichtungen, ursprünglich für 150 Mitglieder berechnet, müssen jetzt nach 3 Semestern für 320 ausreichen, und für das kommende Semester steht wieder eine Steigerung der Frequenz in Aussicht. So erfreulich das ist, so sehr nötigt es dazu, sich nach einer anderweitigen Unterbringung des Institutes umzusehen. Mit Rücksicht eben hierauf habe ich mir die Schule für Frauenberufe angesehen und kann nach eingehender Prüfung mit bestem Gewissen feststellen, dass ihre Räume für das Institut im hohen Grade geeignet sein würden.

Tritt unter diesem Gesichtspunkte die Frage des Uebergangs der alten Bürgerschule in Universitätsbesitz in irgend einer rechtlichen Form in eine neue Phase, so möchte ich schon jetzt nicht verfehlen, darauf aufmerksam zu machen, worum es sich handelt. Das Institut ist im Ausbau seiner Einrichtungen in sehr rascher Entwicklung begriffen, die in vermutlich nicht allzulanger Zeit die Erlangung eines Reichszuschusses notwendig und wahrscheinlich machen wird. In diesem Moment wird aber auch, wenn für das Institut in Leipzig nicht baulich ausreichend gesorgt ist, nur zu leicht die Frage seiner Verlegung nach Berlin in dieser oder jener Form gestellt werden. Was Leipzig damit verlieren würde, da dieses Institut das einzige seiner Art in der Welt ist und vermutlich auch noch lange Zeit bleiben wird, will ich nach der wissenschaftlichen Seite hin nicht ausführen. Wirtschaftlich stellt sich die Sache so, dass heute wohl etwa 100 Mitglieder des Instituts die Universität Leipzig nur wegen dieses Institutes besuchen. Da gerade sie auch in den Ferien vielfach hier bleiben, so kann man den Durchschnittsverbrauch eines solchen Mitgliedes auf Leipziger Boden wohl auf 2.000 Mark im Jahre ansetzen. Dies macht 200.000 Mark im Jahre; und es ist leicht auszurechnen, wieviel davon als Reingewinn in die Tasche von Leipziger Bürgern fließt.

Nach alledem möchte ich, hochverehrter Herr Oberbaurat, nicht versäumen, diese meine Erwägung den Akten der Leipziger Stadtverwaltung einzuverleiben, wie ich denn auch von diesem Brief dem Herrn Oberbürgermeister direkt und persönlich eine Abschrift zukommen lassen werde.

In ausgezeichneter Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Ihr ergebener  
LAMPRECHT